

tung von auf Erdölprodukten basierender Schminke unterworfen wurden. Wie wir ebenso bereits erwähnt haben, stammen sowohl der Überschuss an Erdöl, Aluminium, Plastik und automobilen Fertigungen aus der Zeit der Kriegsin-
dustrie, die nach Ende des Zweiten Weltkrieges neue »zivile« und »friedliche« Absatzmärkte finden musste. Das Wesen der Verstetigung des Krieges wurde so, wie Paul Virilio uns in Kapitel 2 erklärt hat, zum Stoff und Gewebe der neuen Normalität – und damit unsichtbar.

Ein weiterer Faktor bei der Etablierung des Begriffs der Normalität als alltagssprachlicher Richtwert sind die rassistisch motivierten Diskurse um »normale« Amerikaner in den von Rassenunruhen geprägten 1950er und 1960er Jahren der USA. Als normale US-Amerikaner (gendern auch hier eher unnötig) wurden so »Native Whites« der zumindest zweiten Generation definiert, während allen anderen weniger Vernunft, Rechte und Fähigkeiten zugesprochen wurde. Die eugenisch motivierten Rassendiskurse des 19. und 20. Jahrhunderts, die zentral für die wissenschaftliche Etablierung des Normalitätsbegriffs außerhalb mathematischer oder »exakter« Wissenschaften war (Grue and Heiberg 2006), setzen so ihr rassistisches Ungetüm in der Nachkriegszeit fort.

Das Bemerkenswerte am Begriff der »Normalität« ist, dass es mit ihm gelingt, ein ökologisch desaströses, rassistisches und sexistisches Unterdrückungsregime als wissenschaftlich neutral und – eben – »normal« und »natürlich« darzustellen. Wenn etwas normal ist, gibt es für die Mehrheitsgesellschaft kaum etwas zu diskutieren. Es präsentiert sich als statistisches, wissenschaftlich-neutrales Unternehmen und kaschiert damit die massiven Schieflagen und katastrophalen Unterseiten dieser Normalität. Gleichzeitig erscheint diese Normalität so attraktiv/durchsetzungsfähig, dass nicht nur ihr *American Way of Life* als globalisiertes Ideal in der Form von Autofetischismus und gläsernen Skylines mittlerweile überall prangt, sondern auch dass das ursprünglich aus dem Lateinischen stammende englische Wort »normal« eine hohe Invasivität in nicht-europäischen Sprachen aufweist: In fast jeder Sprache ist »normal« mittlerweile ein gängiger Begriff (Mason and Stephens 2020, min. 35).

Minoritär, majoritär, normal?

Wie also dieser so katastrophalen Normalität entgehen oder ihr gar den Kampf ansagen? Es ist kein Zufall, dass die fruchtbarsten progressiven und

linken Diskurse der vergangenen Jahrzehnte aus den »Nischen« der oftmals als »Identitätspolitik« abgetanen *queer studies*, *black studies*, *postcolonial studies* oder *disability studies* kamen. Minorisierte Menschen wie LGBTQIA+-Personen und schwarz oder braun gelesene Menschen wissen schon lange, was weißen Privilegierten erst jetzt langsam im von ihnen sogenannten »Anthropozän« dämmert: dass unsere Normalität höchstgradig toxisch ist. Die Katastrophen und das Weltensterben, die nun auch zunehmend die Bewohner*innen des globalen Nordens heimsuchen, sind seit Jahrhunderten die Lebensrealität zahlreicher schwarzer, brauner oder indigener Menschen überall auf der Welt, besonders im globalen Süden.

In der europäischen Linken lässt sich ein Fokuswechsel auf solche »minoritären Politiken« um die tumultreichen Jahre um 1968 datieren. Wie es die für diesen Paradigmenwechsel einflussreichen Philosophen Gilles Deleuze und Felix Guattari (1992 [1980]) beschrieben, kam man um diese Zeit langsam ab von der Idee eines »majoritären« Politikkonzepts – der oft die Form einer proletarischen Einheitsfront (»die Partei«) gegen die ebenso monolithische Herrschaftsstruktur des »Kapitals« annahm. Die »majoritäre« Herrschaftslogik und ihre Fokussierung auf Einheit wurde an sich als ontologisch problematisch identifiziert; stattdessen versprach man sich in einem Unterwandern der hegemonialen Herrschaftsstrukturen von diversen »minoritären« Strömungen mehr subversives und emanzipatorisches Potential.

In den feministischen, schwulen, transgeschlechtlichen, indigenen, schwarzen, anti-rassistischen, anti-psychiatrischen, links-terroristischen, anti-faschistischen und drogensüchtigen Bewegungen suchte man eine Diversität der Kämpfe, die im besten Fall nie eine neue »Majorität« erreichen sollten, sondern »das System« oder »das Kapital« von unten wegspülen und irrelevant machen sollte.

Viel wurde seitdem über diesen wichtigen Paradigmenwechsel geschrieben; so auch, dass dieser Logikwechsel vom neoliberalen Paradigma des Kapitalismus perfekt akkommodiert wurde und diese einst bedrohlich erscheinenden minoritären »Nischen« heute als Vorfühler neuer Kapitalakkumulation eingesetzt werden, wie sich am prominentesten in der ehemals rebellischen Hippiekultur des Silicon Valley zeigt, das heute einen der wichtigsten Innovationsorte des neuen digitalen Kapitalismus darstellt.³ In ähnlicher Ma-

3 Der Klassiker für diese Analyse ist *The New Spirit of Capitalism* von Eve Chiapello und Luc Boltanski. Für dessen Anwendung auf das Silicon Valley, siehe vor allem: Barbrook and Cameron 1996

nier wird gelegentlich auch Proponent*innen von *queer*, *black* oder *postcolonial studies* von zumeist weißen älteren Männern linker wie rechter Couleur vorgeworfen, dass ihre »Identitätspolitik« den Blick auf das größere Ganze (also den Kampf gegen kapitalistische Ausbeutungsformen) verstellt und sich – im schlimmsten Fall – mit ein paar diversifizierten Nike-Schuhen oder Instagramberühmtheiten zufrieden gibt.

Doch diese Diskurse und ihr gegenwärtig medial hoch präsenten Hick-Hack sollen uns hier weniger interessieren, da sie alle vom Kapitalismus als zu bekämpfende Struktur ausgehen. Für die Belange dieses Kapitels interessiert uns primär, wie der Kapitalismus eine moderne Normalität verstetigt und etabliert, die als ökologisch katastrophal und gleichzeitig ausweglos erscheint. Warum also der Kampf gegen den Kapitalismus, der einst als proletarisch linkes Einheitsunternehmen ein echtes Potential zu Massenmobilisierungen besaß, heute nirgends mehr ein Mehrheitsprojekt ist.

Wie wir in diesem Abschnitt zu sehen begonnen haben, und im nächsten noch genauer untersuchen werden, hat der (Konsum-)Kapitalismus es geschafft, die epistemologischen, ontologischen und affektiven Ordnungen der europäischen Moderne so sehr in unserer Umwelt, unseren Begehren sowie unseren analytischen und politischen Begriffen (selbst den emanzipatorischen!) zu etablieren, dass auch die lautesten Wünsche des Kampfes gegen diese Normalität sie hintergründig perpetuieren und unterstützen können. Im Folgenden möchte ich für diesen Abschnitt abschließend fragen, was das politische Potential, aber auch die politischen Falltüren, einer Politik sein kann, welche die Normalität als Katastrophe erkannt hat. Kann man jemals eine Massenmobilisierung gegen das Normale aufbringen oder ist dies in sich widersprüchlich? Kann eine Menge jemals gegen ihren Durchschnitt sein? Muss Politik gegen das Normale klandestin, heimlich, untergründig und minoritär bleiben? Oder gibt es ein Potential, in ökologischen Kämpfen, wie ich sie anhand des metaphorischen Beispiels der Automobilität erfassen will, eine Art neue mannigfaltige Einheit, eine Massenbewegung der Multitude gegen diese Normalität zu mobilisieren?

Ich habe hier, wie auch im längeren, vierten Abschnitt »Politik«, nicht vor, klare Antworten zu geben. Dies käme mir zu sehr einer majoritären Übercodierung einer Multitude – selbst wenn sie nach Massenmobilisierung strebt – nahe. Mir erscheint, dass im bloßen Stellen solcher Fragen schon viel geleistet ist. In den wenigen Zeilen, die diesem Abschnitt noch bleiben, möchte ich versuchen, einige Einsichten aus »minoritären« Theorietraditionen auf unseren Untersuchungsgegenstand, das Auto, anzuwenden.